

Können Tiere denken? Fühlen Fische Schmerz?

Ein Gespräch mit Markus Wild, dem Inhaber des Lehrstuhls für theoretische Philosophie an der Universität Basel

Von Peter Burri

Aufs im September beginnende Herbstsemester wird Markus Wild Professor für theoretische Philosophie an der Universität Basel, als Nachfolger von Sebastian Rödl. Wild, 1971 im sankt-gallischen Flawil geboren, studierte bereits in Basel, wo er 2004 über die Anthropologische Differenz bei Montaigne, Descartes und David Hume promovierte. Bis 2012 lehrte er an der Humboldt-Universität Berlin, wo er auch seine Habilitationsschrift zum Thema Biosemantik vorlegte. 2012/2013 hatte er eine Förderungsprofessur des Schweizerischen Nationalfonds an der Universität Freiburg inne.

Seit 2012 ist Wild Mitglied der Eidgenössischen Kommission für die Gentechnik im ausserhumanen Bereich (Ekah) und verfasste für diese ein Gutachten über die Kognition und das Bewusstsein der Fische. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählt die Frage nach dem Geist bei Tieren. Wild prägte im deutschen Sprachraum die Begriffe der Anthropologischen Differenz und der Tierphilosophie. Neben andern Werken publizierte er 2008 eine «Einführung in die Tierphilosophie» (Junius Verlag).

BaZ: Markus Wild, was ist – auf einen kürzesten Nenner gebracht – Philosophie?

Markus Wild: Sie untersucht den Zusammenhang von Sprache, Welt und Ich.

Haben Sie so etwas wie einen philosophischen Leitspruch?

Darf ich zwei nennen? Der erste stammt aus Lessings «Nathan der Weise»: «Hier gibt's zu unterscheiden.» Die Philosophie kämpft gegen Denkverwirrungen und beharrt auf Unterscheidungen. Mein zweiter Leitspruch stammt vom französischen Moralisten Montaigne: «Wenn ich mit meiner Katze spiele, wer weiss, ob sie nicht mit mir spielt.» Montaigne schlägt hier einen Perspektivenwechsel vor und führt so eine alternative Sichtweise ein. Auch das tut die Philosophie.

Was hat Sie bewogen, die Philosophie zu Ihrem Beruf zu machen?

Es gab viele Motive, aber drei sind mir besonders wichtig. Erstens einmal die Philosophie selbst, ihre Art zu fragen und die Welt zu sehen. Dann die akademische Freiheit, die ich trotz allen Klagen immer noch als ein grosses Privileg empfinde. Und schliesslich meine Freude am Unterrichten, denn mein erster Beruf war Primarlehrer.

Nun übernehmen Sie in Basel den Lehrstuhl für theoretische Philosophie. Was hat man sich, in Abgrenzung zur praktischen Philosophie, darunter vorzustellen?

Zur praktischen Philosophie gehören Ethik, Ästhetik und Politik, das heisst in ihr geht es darum, was sein soll. In der theoretischen Philosophie geht es um den ganzen Rest, also zum Beispiel um Erkenntnistheorie, Metaphysik und Sprachphilosophie, um das, was im weitesten Sinn ist. Allerdings haben die meisten grossen Philosophen über beide Bereiche nachgedacht. In Basel gibt es drei Lehr-

stühle, einen für praktische, einen für theoretische Philosophie und einen für die Geschichte der Philosophie.

Eines Ihrer Forschungsgebiete ist die Tierphilosophie. Worum geht es da?

Generell geht es um drei Fragen: um den Unterschied zwischen Mensch und Tier, um die Frage, ob Tiere denken können, und um die Tierethik. Die erste Frage, was den Menschen ausmacht, hat die Philosophie seit der Antike bestimmt; in ihr ist immer eine Abgrenzung zum Tier verborgen. Die zweite Frage interessiert mich, weil sie die Sprachabhängigkeit des Denkens in Zweifel zieht. Und die Tierethik, die ja ursprünglich aus der Philosophie stammt, hat Bedeutung erlangt, weil sie mittlerweile Eingang in gesellschaftliche Debatten gefunden hat.

Letztes Jahr haben Sie für die Eidgenössische Kommission für die Gentechnik im ausserhumanen Bereich (Ekah) aus philosophischer Sicht untersucht, was Fische erkennen und empfinden können. Zu was für Schlüssen sind Sie gekommen?

Fische wurden lange als sehr primitive Wesen betrachtet, heute zeigt sich ein neues Bild: Fische lernen, verhalten sich flexibel und sind sehr sozial. In der Biologie gibt es eine Debatte, ob Fische Schmerz empfinden können. In meiner Studie komme ich zu einem positiven Schluss: Ja, sie empfinden Schmerz.

Wie kann man das philosophisch, also nicht naturwissenschaftlich begründen?

Die Begründung stützt sich natürlich auf biologische Untersuchungen. Fische erfüllen alle Kriterien für Schmerz, die wir auch bei Menschen und andern Säugetieren finden. Die Gegenargumente der Biologen sind philosophisch nicht schlüssig. Sie behaupten nämlich, dass es für Schmerzempfindungen einen Neokortex (Grosshirnrinde) braucht, den Fische nicht haben. Das ist aber so, als würde man sagen, dass Adler, die keinen visuellen Neokortex haben, nichts sehen, was natürlich absurd ist. Ein anderer Bereich des Hirns übernimmt diese Aufgabe. So auch bei Fischen.

«Montaigne sagt: Wenn ich mit meiner Katze spiele, wer weiss, ob sie nicht mit mir spielt?»

Was könnten Ihre Erkenntnisse für die Praxis bedeuten?

Aus meiner Sicht sensibilisieren sie für drei Bereiche. Zunächst einmal für die Überfischung der Meere. Dann sollten wir darauf achten, dass wir mit Fischen nicht den Fehler der Massentierhaltung wiederholen, und schliesslich wird es auf der gesetzlichen Ebene zu Auswirkungen auf Haltung, Fang und Tötung von Fischen kommen.

Voraussetzung, zu diesem Thema zu forschen, war die Auseinandersetzung mit der Anthropologischen Differenz – bei Montaigne, Descartes und David Hume: Was meint dieser Begriff, den Sie



Verstehen einander. Markus Wild, Experte für Tierphilosophie und ab diesem Semester Professor in Basel, mit Hund Titus. Foto Dominik Pflüss

im deutschen Sprachraum eingeführt haben?

Wie bereits erwähnt, geht es um den Mensch-Tier-Unterschied. Genauer gesagt darum, den einen entscheidenden Unterschied zu finden, der alles andere erklärt. Der traditionelle Kandidat dafür war und ist natürlich die Rationalität. Auch in der modernen Evolutionsbiologie geht die Suche nach dieser «key-difference» weiter. Ich bin da skeptisch und glaube, dass es vielmehr ein ganzes Netz von Fähigkeiten ist, das Menschen zu Menschen macht. Dazu gehören zum Beispiel die sprachliche Kommunikation, das soziale Leben, die verlängerte Kindheit oder die Plastizität unseres Gehirns, die uns immer neues Lernen erlaubt.

Ein weiterer Begriff, mit dem Sie sich intensiv beschäftigen, ist die Biosemantik, eine Lehre, die von der zeitgenössischen amerikanischen Philosophin Ruth Millikan geprägt ist.

Das ist eine überaus komplexe Theorie. Der Grundgedanke ist dieser: Menschen und andere Tiere sind Le-

bewesen und können mithilfe der Biologie verstanden werden. Menschen und Tiere denken und sprechen, also kann auch Denken und Sprechen mithilfe der Biologie verstanden werden. Und das versucht die Biosemantik zu zeigen.

Ihre Arbeit zur Tierphilosophie bringt uns in den Bereich der Ethik, der in der Philosophie eine wichtige Rolle spielt. In Ihrer Schrift «Ich bin kein Ethiker!» (2011) grenzen Sie sich (mit Ausrufezeichen!) von der Ethik ab, setzen aber gleichwohl den Untertitel «Philosophie als Lebensführung». Was bedeutet das – theoretisch für Ihre Arbeit und praktisch für Ihr eigenes Leben?

Als ich begann, mich mit der Tierphilosophie zu befassen, hat mich die Ethik nicht interessiert. Ich sage ausdrücklich, dass ich kein Ethiker bin, weil man mich sonst mit einem Experten in diesem Bereich verwechseln könnte. Allerdings drängen sich, wenn man sich mit Tieren befasst, von selbst ethische Fragen auf. Ich bin ein Anhänger der antiken Theorie, dass Philosophie etwas mit Lebens-

führung zu tun hat. Daran hat uns der französische Philosoph Pierre Hadot mit seinem Buch «Philosophie als Lebensform» kürzlich wieder erinnert. So habe ich aus meinen Einsichten Konsequenzen gezogen und bin Vegetarier geworden.

Kant forderte einst, über allen universitären Disziplinen sollte die Philosophie stehen, gleichsam als Leitmedium, an dessen Erkenntnissen sich jede Forschung zu orientieren habe. Könnte diese Idee heute wieder neue Aktualität bekommen?

In ihrer heroischen Zeit zwischen Kant und Hegel hatte die Philosophie grossen Zuspruch. Man wünscht sich als Philosoph fast, in dieser Zeit gelebt zu haben. Ich denke aber, dass man sich heute keine Hegemonie der Philosophie zurückwünschen kann

«Wenn man mit Tieren zu tun hat, drängen sich ethische Fragen von selbst auf.»

und sollte, genauso wenig wie man für eine Hegemonie der Biologie oder der Ökonomie eintreten sollte. Wichtiger ist mir das Gespräch zwischen den Fächern.

Inwiefern kann Philosophie helfen, die grossen Probleme der Welt zu lösen wie Überbevölkerung, Ressourcen- und Umweltprobleme, Machbarkeitswahn, Gewalt und Krieg?

Sie kann beitragen, was sie als Philosophie kann, nämlich Begriffe, Unterscheidungen, Argumente und neue Perspektiven anbieten, die uns die Probleme erkennen und Lösungen erahnen lassen. Beispiele dafür sind Ideen aus der Philosophie für die Umweltethik, für das Nachdenken über Gerechtigkeit oder für Kapitalismuskritik.

Welche Herausforderungen sehen Sie – über Ihre Arbeitsgebiete hinaus – für die zeitgenössische Philosophie?

Inhaltlich gibt es viele. Besonders wichtig scheint mir die Auseinandersetzung mit der Biologie, den Life Sciences und ihren gesellschaftlichen Konsequenzen. Was auch nützt, ist eine neue Anthropologie, ein umfassendes Verständnis der Natur des Menschen. Was wir über den Menschen wissen, ist in den Geistes- und Naturwissenschaften verstreut. Die Philosophie kann hier als synthetische Kraft wirken. Eine besondere kommunikative Herausforderung sehe ich in der Frage, wie die Philosophie verständlich und relevant bleiben kann.

Die Uni Basel sieht ihren Schwerpunkt zunehmend in den Life Sciences. Wie soll sich da ein kleines und von manchen auch als altmodisch belächeltes Fach wie die Philosophie behaupten?

Während meiner Zeit in Berlin habe ich die Erfahrung gemacht: Wenn die Philosophie es schafft, sich moderne und kreative akademische Strukturen zu geben, wird sie nicht nur nicht belächelt, sondern sogar geachtet. Viele Fächer wollen mit Philosophen

Fortsetzung auf Seite 20

ANZEIGE

Piet Mondrian
Barnett Newman
Dan Flavin

8. 9. 2013 – 19. 1. 2014

CREDIT SUISSE
Partner des Kunstmuseums Basel
NOVARTIS
EWS
stiftung für das
kunstmuseum basel

kunstmuseum basel

Fortsetzung von Seite 19

Was Fische empfinden ...

zusammenarbeiten. Bleibt die Philosophie in ihrem paternalistischen Elfenbeinturm stecken, wird sie zu Recht belächelt. In meiner Arbeit habe ich viel mit Biologen zu tun. Ich fürchte nicht ihre Übermacht, sondern suche das interessierte und kritische Gespräch. In meinen Augen könnte die Uni Basel aber auch in kleine Fächer wie Philosophie investieren, weil so mit wenig Aufwand viel Ertrag erzielt werden kann. Die Universität Pittsburgh in den USA hat sich gefragt, wie man mit wenig Geld zu einer Top-Uni wird, und hat mit Erfolg in Philosophie und Mathematik investiert.

Gleichzeitig erfreuen sich Schriften mit philosophisch geprägtem Lebenshilfeinhalt und philosophische Zirkel aller Art bei einem breiten Publikum seit Jahren grosser Beliebtheit. Ist das bloss ein Ersatz für die Kirche?

Ich bin etwas skeptisch gegenüber Kirchensatz-Theorien. Das klingt, als wäre die Kirche oder die Religion die eigentliche Führerin im Leben, was ich für falsch halte. Ich glaube, dass diese Bücher und Zirkel Ausdruck eines wirklichen Interesses sind. Allerdings findet sich darunter auch viel Unsinn. Das bedeutet, dass man auch da auf das Selberdenken nicht verzichten kann.

Was für Projekte verbinden Sie mit Ihrer Basler Professur?

Basel hat eine erstaunliche philosophische Geschichte: Erasmus und Paracelsus lebten hier, Ignaz Troxler, Nietzsche und Jaspers lehrten in Basel. Davon ist heute wenig zu spüren, und das will ich verändern. Den Namen Troxler kennt vermutlich kaum jemand, dabei ist er der bedeutendste Schweizer Philosoph des 19. Jahrhunderts. Er war 1830 der erste Philosophieprofessor in Basel, musste aber schon ein Jahr später fliehen wegen seiner Sympathien für das abtrünnige Baselbiet. Der ganze Nachlass von Troxler liegt auf der Universitätsbibliothek Basel, und ich hege die Absicht, seine philosophischen Schriften herauszugeben.

Warum würden Sie einem jungen Menschen raten, Philosophie zu studieren? Abgesehen von einer allfälligen akademischen Laufbahn hat man doch damit eine brotlose Zukunft vor sich ...

Das erste philosophische Buch, das ich mit 18 verschlungen habe, war Schopenhauers «Die Welt als Wille und Vorstellung». Ich war fasziniert davon, die ganze Welt in einem Buch vorzufinden, wollte mit allen darüber reden und hatte hundert Fragen ... Wer solche oder ähnliche Erlebnisse hat, soll Philosophie studieren. Natürlich stimmt, dass es nur wenige philosophische Berufe gibt, aber in diesem Studium lernt man, klar zu denken, Unterscheidungen zu machen und neue, überraschende Perspektiven zu sehen. Das sind Soft Skills, also nicht fachspezifische Fähigkeiten von allgemeiner Bedeutung, die eine demokratische Gesellschaft braucht.

Da gähnt der Goldene Löwe

Inhaltsleerer Dokumentarfilm erhält in Venedig den Hauptpreis

Von Anke Leweke, Venedig

Der Saal liess es sich nicht nehmen: Als Bernardo Bertolucci, Jurypräsident der 70. Filmfestspiele von Venedig, im Rollstuhl auf die Bühne zur Preisverleihung fuhr, gab es Standing Ovationen für den Regisseur von «Der letzte Tango in Paris», «1900», «Der letzte Kaiser». In dem Dokumentarfilm «Bertolucci on Bertolucci», der hier in der Retrospektive lief, bezeichnete sich der grosse Filmautor selbst scherzend als einen unabhängigen Filmemacher, der in die kommerzielle Welt des Kinos eingedrungen sei, um sie durcheinanderzubringen.

Ist mit diesem Durcheinander die eigentlich unbegreifliche Entscheidung für den diesjährigen Preisträger des Goldenen Löwen gemeint? Inhaltlich lässt sich kaum begründen, weshalb der bieder fotografierte, haltungslose und letztlich inhaltsleere Dokumentarfilm «Sacro GRA» von Gianfranco Rosi an so vielen preiswürdigen und in ihrer Machart vielfältigen Spielfilmen vorbeizog. Neunzig Minuten lang folgt er Menschen, die die römische Ringstrasse GRA (Grande Raccordo Anulare) befahren, in ihrer Nähe wohnen oder arbeiten: einem Aalfischer, einer in die Jahre gekommenen Prostituierten, einem Rettungswagensanitäter, einem Insektenforscher, einem Aristokraten, der seinen Palazzo für Fotoshootings vermietet, und anderen.

Sprunghafter Bilderreigen

Rosis sprunghafte Aneinanderreihung von Bildern ergibt keinen Rhythmus, der in den Alltag oder in die Gedanken dieser Menschen hineinführt. Stets verharrt die Kamera in der unverbindlichen Entfernung der Halbtotalen, sodass sich keinerlei Gefühl für Orte, Wohnungen, Arbeitsbedingungen ergibt. «Sacro GRA» ist nach der Goldenen Palme in Cannes für Michael Moores «Fahrenheit 9/11» (über die amerikanische Politik nach den Terroranschlägen des 11. Septembers) der zweite Dokumentarfilm, der den Hauptpreis eines der drei wichtigsten Kinofestivals der Welt gewinnt. Aber auch in politischer Hinsicht bleibt Rosis Gewinnerfilm unerheblich, weil sein Blick auf die Randfiguren der Gesellschaft sich nicht mit sozialen Wirklichkeiten oder dem Zustand der Gesellschaft selbst verknüpft.

«Sacro GRA» ist jedenfalls kein Film, der im von Bertolucci formulierten Sinne Unruhe ins System des Kinos bringt



Unerwartete Entscheidung. Venedig-Sieger Gianfranco Rosi (l.), Jurypräsident Bernardo Bertolucci. Foto Keystone

oder das Publikum herausfordert. Verständlicher ist da schon die Auszeichnung von «Philomena», den viele hier in Venedig als den Favoriten sahen, mit dem auf den ersten Blick mageren Drehbuchpreis. Vielleicht hat sich die Jury gesagt, dass Stephen Frears' kluger und bewegender Film über eine ältere Irin, die sich auf die Suche nach ihrem verlorenen Sohn macht, ohnehin seinen Weg ins Kino und zum Zuschauer finden wird. Vollkommen unverstündlich ist es jedoch, mit einer ähnlichen Argumentation der grossen Schauspielerin Judi Dench den Preis der besten Darstellerin

zu verweigern. Denn Dench spielt über alle Kategorien von Kommerzialität und Nichtkommerzialität hinweg. Die Italienerin Elena Cotta hingegen, die den Darstellerinnenpreis für ihre Rolle einer sturen alten Frau in dem Film «Via Castellana Bandiera» bekam, bewegt sich einfach in einer anderen Liga.

Unkonsumierbarer Stoff

Zwei Preisträger sorgten wirklich für Unruhe auf dem Festival und brachten die verstörendsten Bilder an den Lido: Philip Grönings «Die Frau des Polizisten» (Spezialpreis der Jury) und Alexandros Avranas' «Miss Violence» (Regiepreis und Preis des Besten Darstellers), die die Themen häusliche Gewalt und Missbrauch nicht in eine klassische Filmerzählung zwängen, sich vielmehr der Unkonsumierbarkeit ihres Stoffes stellten. Es sind genau solche Filme, die ein Festival braucht. Nicht weil sie schockieren oder provozieren, sondern weil sie zeigen, dass genau inszenierte Bilder immer noch besser von der Wirklichkeit erzählen können als so mancher ungenaue Dokumentarfilm.

Die Preisträger von Venedig

- Goldener Löwe für **«Sacro GRA»** von Gianfranco Rosi
- Silberner Löwe (beste Regie) für **Alexandros Avranas** («Miss Violence»)
- Grosser Preis der Jury für **«Stray Dogs»** von Ming-liang Tsai
- Spezialpreis der Jury: **«Die Frau des Polizisten»** von Philip Grönings
- Bester Schauspieler: **Themis Panou** in «Miss Violence»
- Beste Schauspielerin: **Elena Cotta** in «A Street in Palermo»
- Bestes Drehbuch: **Steve Coogan & Jeff Pope** für «Philomena» von Stephen Frears
- Beste(r) Jungdarsteller(in): **Tye Sheridan** (in «Joe») js

Neue Leitung für Solothurn

Reina Gehrig übernimmt von Bettina Spoerri die Literaturtage

Solothurn. Die Berner Kulturhistorikerin Reina Gehrig löst interimistisch die zurückgetretene Leiterin der Solothurner Literaturtage, Bettina Spoerri, ab. Gehrig übernimmt für zwei Jahre die operative Geschäftsleitung. Die Stelle wird 2014 neu ausgeschrieben, wobei Gehrig frei ist, sich zu bewerben. Ebenfalls neu in der Geschäftsleitung ist der Luzerner Autor, Netzwerker und Kritiker Beat Mazenauer. Er wird die Ausgabe 2014 als Koordinator der Programmkommission mitverantworten, wie der Vorstand der Literaturtage beschloss.

In der dreiköpfigen Geschäftsleitung ersetzt Mazenauer den zurückgetretenen Hanspeter Rederlechner, einen der Mitbegründer der Literaturtage. Der Solothurner Autor Franco Supino vertritt weiterhin den Vorstand in der Geschäftsleitung.

Die in Wil (SG) gebürtige und in Solothurn aufgewachsene Reina Gehrig hat Germanistik, Theaterwissenschaft und Kunstgeschichte an der Universität Bern studiert. Zurzeit ist sie Projektkoordinatorin des Kulturherbsts Winterthur. Frühere Engagements umfassen das Berner Theaterfestival «Auawirleben», die Jazzwerkstatt Bern und das Tojo Theater, ebenfalls in Bern.

Gehrigs Vorgängerin in Solothurn, Bettina Spoerri, welche 2012 die Mitbegründerin und Geschäftsführerin Vrony Jaeggi abgelöst hatte, warf im Juli nach ihrer erfolgreichen ersten Literaturtage-Ausgabe das Handtuch. Ihrer Meinung nach waren weder ihre Funktion noch ihre Kompetenzen klar definiert. Am 1. Oktober wird sie Leiterin des Aargauer Literaturhauses in Lenzburg. SDA

Nachrichten

Bestnote für Martin Schläpfers Ballett-Truppe

Berlin. Das vom Schweizer Martin Schläpfer geführte Ballett am Rhein in Düsseldorf ist zur besten Compagnie der vergangenen Saison gewählt worden. Die Fachzeitschrift «tanz» hatte 38 deutschsprachige Kritiker nach ihrer Hitliste befragt. Schläpfer war von 1978 bis 1983 und von 1985 bis 1989 Solotänzer am Theater Basel bei Heinz Spoerli, später Ballettdirektor in Bern und Mainz. SDA

Aufrüttelnder Sklaven-Film von Steve McQueen

Toronto. Das Sklaven-Drama «12 Years a Slave» des britischen Regisseurs Steve McQueen ist beim 38. Toronto International Film Festival mit Ovationen bedacht worden. Die tragische Geschichte des entführten Schwarzen Solomon Northup (Chiwetel Ejiofor) führte aber auch zu Tränen und Schreckensrufen im Publikum. Zahlreiche Zuschauer verliessen wegen der expliziten Darstellung von brutalen Folterszenen den Saal. SDA

Hören & Sehen

Emiliana Torrini – eine muntere Märchenerzählerin

Isländisch. Auf dem Internet finden sich zahlreiche Stücke von Emiliana Torrini, die es auf ihren Alben nicht zu hören gibt. Wie zum Beispiel Henry Mancinis «Moon River» oder Simon & Garfunkels «Sound of Silence». Die Isländerin mag es, von Stil zu Stil zu hüpfen, sie weiss aber auch sehr wohl: Ihre Lust auf musikalische Vielfalt neigt zum Überborden. Weshalb sie sich bis dato darum bemüht hat, sich auf der Platte möglichst auf ein Genre zu konzentrieren und Aus-der-Reihe-Tanzendes über andere Distributionskanäle zu veröffentlichen.

Auf ihrem vierten Werk, «Tookah», lockert Emiliana Torrini nun ein wenig die Zügel und stellt verträumte Folk-Balladen neben glitzernden Euro-Pop oder driftenden Trip-Hop. Klingt nach Mischmasch, funktioniert aber. Weil die mittlerweile 36-Jährige ihr Tempo tief hält und weil sie mit ihrer sanft säuselnden Stimme, die 2002

schon den «Herr der Ringe»-Soundtrack zierte, ein munteres Märchenszenario aufzieht. Torrini singt vom Wahnsinn, dunklen Wäldern und verspricht glaubhaft: «I will kill you». Es sind Lieder, die – auf schönste Weise – erschauern lassen. mig

Emiliana Torrini: «Tookah», Beggars/MV.
Live: Di, 12.11., 21 Uhr, X-Tra, Zürich.



Auf der grossen Welle

Entdeckend. Sie beschreiben ihre Musik als «atlantische Welle» und sich selber als «Entdecker, nicht Erfinder». Beides trifft zu: Die Musik des Berner Quintetts Yokko orientiert sich so stark an den britischen Charts-Stürmern, dass man bei den 13 Songs ihres Debütalbums kaum Neues hört. Dafür viel grundsoliden Pop: ohrwurmlastig komponiert, radiotauglich arrangiert und stimmig (eigen-)produziert. Gäbe es nicht die zuweilen holprigen Formulierungen, man würde Yokkos Probekeller in Britannien vermuten. «Chase» stellt sich mit markanten Eighties-Synthies auf die Retroschiene, «Ghost» klingt mit geachteltem Bass und durchdringender Stimme nach Interpol, und «Loaded Dice» würde sich auch im Repertoire Coldplays gut machen. Yokko haben Potenzial, das sie ausloten könnten, wenn sie weniger über den Ärmelkanal schielten. mat
Yokko: «Seven Seas», Muv/MV.

Mozart mit Feinschliff

Mitschnitt. Das Festspielhaus Baden-Baden ist zu einem beliebten Ort für Opernmitschnitte geworden. So kommt die vor einem guten Jahr dort aufgeführte Mozart-Oper «Cosi fan tutte» zu Schallplattenehren. Beteiligt war ein Sängerteam mit Miah Persson und Angela Brower in den weiblichen sowie Adam Plachetka und Rolando Villazón in den männlichen Hauptpartien. Zu ihnen gesellen sich Mojca Erdmann als Despina und Alessandro Corbelli als Drahtzieher Don Alfonso – junge Stimmen, die viel Ähnlichkeit aufweisen. Die Darstellerin der Despina zieht daraus die Konsequenz, kräftig zu chargieren, was dieser Figur einiges Profil verleiht. Sehr spritzig und mit schlankem Ton geht das Chamber Orchestra of Europe unter dem Dirigenten Yannick Nézet-Séguin ans Werk. Trotz zügiger Tempi resultiert ein hohes Mass an Textverständlichkeit. bli
Mozart: «Cosi fan tutte». DG (3 CDs).

ANZEIGE

Die CD des Monats September

Anna Netrebko Verdi Arien

nur CHF 23.90 statt CHF 28.50

Buchhandlung | Vorverkauf | Musikgeschäft
Am Bankenplatz | Aeschenvorstadt 2
4010 Basel | www.biderundtanner.ch

Bider & Tanner
Ihr Kulturhaus mit Musik Wyler